

Wie ein Wirbelsturm aus heiterem Himmel

ALZHEIMER Margot Unbescheid hat ein Erste-Hilfe-Buch geschrieben / Lesung in Engelthal

Von Andrea Schinzel

ALTENSTADT. Was geschieht, wenn es los geht mit der Demenz. „Hat man die Diagnose, wird versucht, fix etwas für den Erkrankten zu organisieren, um gleich sein gewohntes Leben fortführen zu können. Doch genau das klappt nicht“, sagt Margot Unbescheid, deren Vater an Alzheimer erkrankte. Was aber funktionieren kann, beschreibt die Frankfurter Autorin in ihrem Buch „Alzheimer. Das Erste-Hilfe-Buch“. Am Donnerstag, 12. Mai, ist sie unter dem Motto „Lesung im Kloster“ um 19.30 Uhr in der Buch- und Kunsthandlung Kloster Engelthal zu Gast. Veranstalter ist der Arbeitskreis Demenz Wetterau. Der Eintritt kostet fünf Euro. Der Kreis-Anzeiger sprach mit der Autorin im Vorfeld über ihre Beweggründe, das Buch zu schreiben.

Frau Unbescheid, wie ist die Idee zu Ihrem Buch entstanden?

Nun ich hatte anfangs, als es losging, bei uns selbst ein Buch gesucht und kein wirklich hilfreiches gefunden. Je länger dann der Alltag mit Alzheimer andauerte und je mehr ich lernte ihn zu leben – also begriff, wie die „Behandlung“ des Betroffenen funktioniert – desto stärker wurde der Gedanke: Mensch, warum haben wir das nicht früher gewusst! Hätte uns das alles jemand direkt erklärt, dann wäre das Leben leichter geworden für meinen von Alzheimer betroffenen Vater und für uns. Vielleicht nicht sofort, aber doch sehr bald. Deshalb schrieb ich ein solches Buch selbst, in der Absicht, anderen Angehörigen zu helfen, schneller dahin zu gelangen, wo sie hin müssen. Zudem wollte ich so viel wie möglich festhalten vom Weg meines Vaters aus unserer Welt hinaus.

Beim Titel des Buches denkt der Leser zunächst an Hilfe in einer akuten Notlage. Warum haben Sie diesen Titel gewählt?

Weil es genauso ist oder sein kann, wenn Alzheimer in das Familienleben einbricht: wie das Ergebnis eines Wirbelsturmes aus dem heiteren Himmel, wie eine schwerer Unfall. Nichts ist dann mehr wie vorher. Vor allem, wenn die ersten Anzeichen lange verdrängt wurden, wenn der Betroffene mit den ersten Ausfällen seines Gehirnes alleine bleiben musste und sich dann – wie mein Vater – angewöhnt, sie vor sich und allen anderen zu verstecken. Dann haben Sie plötzlich einen Ehepartner oder Elternteil an der Seite, der nicht mehr „normal“ funktionieren will, der mit einem Male sich nicht mehr an die Regeln, an die

Rollen hält, nach denen Sie bis dato mit ihm gelebt haben.

Wen wollen Sie mit dem Buch ansprechen?

Meine Zielgruppe sind in erster Linie pflegende Angehörige. Es sind diejenigen, die seltsame Verhaltensweisen an ihren Angehörigen feststellen und die ab diesem Zeitpunkt dringend Rat und Unterstützung benötigen zur Bewältigung des Alltages mit Alzheimer. Genauso wichtig sind mir professionelle Pflegekräfte und Pflegedienstmitarbeiter. Auch sie müssen für ihre Arbeit vom Umgang mit einem von Demenz Betroffenen, also der Therapie, genauso viel verstehen. Darüber hinaus sollten sie natürlich auch die Probleme kennen, mit denen sich die Familien herumschlagen muss, sobald bei einem Mitglied Alzheimer auftritt. Mein Buch ans Herz legen würde ich auch Mitarbeitern der Krankenkassen, des Medizinischen Dienstes, den Hausärzten, den Krankenhäusern – und vor allem den noch nicht Betroffenen. Auch sie sollten sich auskennen, und auch für sie persönlich ist meiner Ansicht nach die einzig hilfreiche Vorsorge vor einer Demenz, das Wissen.



Interview

mit Margot Unbescheid
Autorin

Erste Anzeichen von Demenz werden von Angehörigen wie auch den Betroffenen selbst zu lange verschwiegen. Was ist der Grund, dass die Krankheit lange nicht beim Namen genannt wird. Geben Sie darauf eine Antwort?

Ja, natürlich. Ich nehme meine Leser in den Alzheimer-Alltag mit, zeige, dass beide gegen die Krankheit ankämpfen und sie nicht haben wollen: der Betroffene genauso, wie seine Familienmitglieder. Denn mit Recht ist die Angst vor Alzheimer groß. Natürlich ist allen bewusst, dass mit dieser neurodegenerativen Krankheit sich ihr Leben radikal verändern wird. So ging es mir ja auch wie auch meiner Mutter. Alzheimer bedeutet, der Partner oder Angehörige verändert sich von gleichberechtigt und selbstständig zu abhängig und unselbstständig, er braucht Stütze und Verständnis, man muss ihm Sicherheit vermitteln, beruhigen und versorgen. Das müssen Sie erst einmal akzeptieren! Dagegen kämpfen oft genug beide an. Auch der Betroffene will ja sein eigenständiges Leben weiterführen und nicht von dem pflegenden Partner abhängig sein.

Die Zahl der Erkrankten nimmt zu. Hat sich Ihrer Meinung nach der Umgang mit der Krankheit auf privater wie auch professioneller Ebene geändert?

Es ist schon besser geworden, als vor 17 Jahren bei uns. Es gibt deutlich mehr hilfreiche Informationen und eine breite Palette an Hilfsmöglichkeiten, Beratungen und Angeboten. Über lokale Medien wird informiert. Weniger hingegen im Fernsehen. Dort fehlen mir die Berater von Arbeitskreisen, Pflegestützpunkten und Pflegeeinrichtungen vor Ort und Angehörige, die über ihre Erfahrungen berichten. Man wird schon mal gefragt, soll ich den Vater nicht korrigieren, wenn er behauptet, er sei jetzt 37 Jahre alt? Er ist doch 82! Nein, bitte nicht korrigieren. Sie verderben ihm dann eventuell gerade den Spaß. Er ist vielleicht schon in seiner Lebensgeschichte unterwegs und gerade im besten Mannesalter von 37 gelandet. Ich glaube manchmal, vor lauter Starren auf die Forschung, nehmen wir immer noch nicht ernst, was wir schon wissen.

Ihr Buch beruht auf eigenen Erfahrungen. Gab es Situationen, die Sie besonders belastet haben? Gibt es bei der Betreuung demenziell Erkrankter auch schöne Erlebnisse?

Klar bin ich durch jede Menge sehr belastender Situationen gegangen. Da war der Kampf ums Autofahren, die Ungeduld meines Vaters an Supermarktkassen, die Wiederholungen seiner gleichen Geschichten. Schöne Situationen gab es ebenfalls viele, dann, wenn sich Anstrengendes in Luft auflöste, wenn sich ein anfängliches Problem durch das Eingehen auf die erkrankte Person ins Positive für beide wandelte.

Sie bezeichnen Ihr Buch als „Schmökerbuch“, obwohl es doch eher ein Fachbuch ist. Warum?

Als Schmökerbuch wollte ich es benutzt wissen, weil ich weiß, wie wenig Zeit und Nerven pflegende Angehörige nach einem langen Tag oder einer langen Nacht haben, wie erschöpft sie sind. Und ich wollte keinesfalls, dass sie, wenn sie mein Buch sehen, denken: Ohje, jetzt soll ich das auch noch lesen. Ich möchte aber zu Hilfe kommen. Also habe ich mein Buch so gehalten, dass man es an jeder beliebigen Stelle aufschlagen und lesen, dann aber auch wieder weglegen kann. Und es dann wieder finden, gezielt nach einem Problem suchen und beim dritten Mal sich dann zufällig irgendwo fest lesen kann. So scheint es mir die beste Wirkung haben zu können. *Foto: red*

Erschienen im Kreisanzeiger am 06.05.2016